Nr. 8.

Deutsches Bürgerblatt.

Siegen, 24. Januar 1845.

Uebersicht.

Bunte Briefe. VI. Dritter Brief an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Doms tuenden Stimme. Von Peter Paul Frank.
Die Missionen in der Südsee. (Fortsetzung.)
Laienbrevier für Solche, welche noch immer glauben, daß die Zensur ein nothwendiges Uebel sei. Von E. Guido.
Das Deutsche Bürgerblatt und die Hamburger Telegraphik.
Zur Unterhaltung: Aus der Altmark. Von W. Lüders. (Fortsetzung.) III. — Land und Leute der britischen Inseln. (Forts.) g. Die Engländer und die Ausländer. h) Engländer und Deutsche. — Enthüllte Geistergeschichte. Von Dr. J. Müller. — Mannigfaltiges. Bekanntmachungen und Anzeigen. Wechsel- und Geld-Course.

Bunte Briefe.

VI.

Dritter Brief
an den Verfasser der von den Zinnen des Kölner Dom's rufenden Stimme.

Sie haben, mein ungenannter Herr von vorgerückten Jahren, in dem ersten Theile Ihrer Flugschrift unter manchen Kuriositäten eine Theorie aufgestellt, wie sich die christliche Nächstenliebe gegen einen irrenden Bruder, gegen einen irrenden Schriftsteller zu verhalten habe. Sie haben darin Dinge gesagt, welche sich aus der einfachsten Betrachtung der Sache von selbst ergeben, welche Jeder kennt, dem der Geist der christlichen Sittenlehre nicht fremd ist, und welche in den Handbüchern der christlichen Moral hinlänglich behandelt werden. Jedermann weiß, daß man Den, welchen man belehren will, freundlich und liebevoll behandeln soll, daß man ihm so viel wie möglich seine Ehre, sein Ansehen schonen, daß man erst dann von ihm sich zurückziehen dürfe, wenn alle gegründete Aussicht verschwunden ist, ihn von seinem Irrthume abzuziehen. Es kam somit nicht in Ihrer Schrift darauf an, diese Theorie aufzustellen, als vielmehr zuzusehen, ob dieselbe von den streitenden Parteien befolgt worden und befolgt werde. Aber dieser Mühe haben Sie sich überhoben: Sie haben Ihre Theorie so hingestellt, daß man nicht weiß, ob das von Ihnen Gesagte auf die Hermesianer oder auf ihre Gegner angewendet werden müsse. Ja das Ganze nimmt sogar den Anschein, als wenn Sie auch diesen Theil Ihrer Schrift gegen die Hermesianer gerichtet hätten, so daß der Titel Ihrer Schrift eine Lüge wird. Von Allem aber, was Sie als Pflicht des Christen aufstellen, haben die Gegner der Hermesianer, den Hermesianern gegenüber, Nichts gethan. Sie haben vielmehr alle diese Stufen übersprungen und haben nur im Wege der Intrigue, der Verleumdung, der Verdächtigung, der Irreleitung ihren Zweck zu erreichen gesucht, und in diesem Wege haben sie ihn erreicht. Und Sie, mein ungenannter Mann, Sie machen sich dieser Erbärmlichkeit selbst durch Ihre Schrift schuldig. Denn von Allem, was Sie sagen, von Allem, was Sie als christliche Lehre und Pflicht in dieser Beziehung aufstellen, thun auch Sie gar Nichts. Gar Nichts? Nein, das gerade Gegentheil. Sie traten in Ihrer Schrift Alles unter die Füße, was Sie als christliche Lehre aufgestellt haben, und der zweite Theil derselben vernichtet den ersten so vollständig, daß man in Erstaunen geräth, wie ein Mann, der nicht jung mehr ist, der überdies wahrscheinlich ein Priester ist, eine so ungeheure Kurzsichtigkeit sich öffentlich zu Schulden kommen lassen konnte. Kurzsichtig ist das gelindeste Wort, was man hier brauchen kann. Denn nimmt man an, Sie hätten nicht aus Kurzsichtigkeit, sondern mit Bewußtsein, mit Absicht dieses Benehmen beobachtet: so müßte man annehmen, Sie seien aller Scham und Schande baar.

Sie schreiben vor: „Man solle sich erst an den Irrenden wenden, entweder durch persönliches Erscheinen, was vorzuziehen wäre, oder wenn das nicht thunlich, durch ein freundschaftliches Schreiben; man solle ihn zuerst belehren, ohne einen Lärmen zu machen, man solle ihm mit aller Schonung die Fehler, respektive Irrthümer im Buche zeigen, man solle ihm ohne Autorstolz nach Möglichkeit heilsame Rathschläge zur Berichtigung der Verstöße oder Mißverständnisse geben, man solle alle seine Kräfte zur Ausgleichung der Differenzen aufbieten, man müsse, um Viel in wenigen Worten zu sagen, man müsse mit der größten Vorsicht Alles vermeiden, was auf eine ernstliche Anschuldigung oder Verdächtigung des Verfassers deute" u. s. w. u. s. w. Das schreiben Sie vor und Sie setzen ausdrücklich hinzu: „Zu dieser Liebe verpflichtet uns das göttliche Gebot." Nun vergleichen Sie den zweiten Theil Ihrer Schrift, und Sie müssen sich vor sich selbst schämen, wenn Sie sehen, daß Sie von Allem das Gegentheil thun. Sie sagen: „Man wende sich vorerst an die Verfasser." Haben Sie je sich schriftlich oder persönlich an die Männer gewandt, welche hier nur gemeint sein können? Nein. Haben Sie ein freundschaftliches Schreiben an dieselben gerichtet? Nein. Haben Sie dieselben privat belehrt? Nein. Haben Sie dies gethan, ohne einen Lärmen zu machen? Nein. Sie stellen sich vielmehr auf die Zinnen des Doms, um dieselben bei aller Welt zu verdächtigen. Haben Sie ihnen mit aller Schonung die Fehler, respektive Irrthümer, in dem Buche gezeigt? Nein. Haben Sie ihnen ohne Autorstolz nach Möglichkeit heilsame Rathschläge gegeben? Nein. Haben Sie mit der größten Vorsicht Alles zu vermeiden gesucht, was auf eine ernstliche Anschuldigung oder Verdächtigung deuten könnte? Nein, das Gegentheil liegt vor. Sie traten als einer der bittersten Ankläger gegen sie auf.

Ich breche hier ab; es ist mir zu widerwärtig, jetzt noch fortzufahren, und wer das Libell liest, gegen welches ich schreibe, wird dies ganz begreiflich finden.

Peter Paul Frank.

† Die Missionen in der Südsee.

Siegen, 23. Jan.

(Fortsetzung.)

Die Kolonisten, welche in den Häfen wohnen, vermitteln den Handel zwischen den Seefahrern und den Eingebornen. Sie sind die Quellen für die Berichte der Seefahrer, in denen daher oft wirkliche Lächerlichkeiten vorkommen. So erzählt z. B. der bekannte Seefahrer Beechey, daß in Hawaii durch die vielen religiösen Uebungen der Landbau gelitten habe und eine Hungersnoth zu befürchten gewesen sei, und dennoch erhielt er, wie er selbst erzählt, in dem Hafen Honoluln zweimal alles Nöthige, und versorgen sich die zahlreichen Wallfischfahrer jährlich dort mit allen Bedürfnissen; wenn er aber, um seine Behauptung zu begründen, bemerkt, der König habe sich von einem Amerikaner Brod ausgebeten, so bedenkt er nicht, daß in einem tropischen Klima das aus Mehl gebackene Brod eine Seltenheit sein kann. Was nun aber die Kolonisten anbetrifft, so gibt über diese das Werk eines Amerikaners vom Jahre 1834 den besten Aufschluß, welches gerade gegen die Südseemissionen geschrieben ist und den Zweck hatte, dieselben als ganz ver-

fehlt darzustellen. Hiernach bestehen die Kolonisten aus zwei Klassen, Handwerkern und Matrosen einerseits und andererseits Kaufleuten. Jene sind der Auswurf der englischen und amerikanischen Marine und aus Furcht vor Strafe oder aus Trägheit hierher gezogen. Diese aber sind blos aus Habsucht auf der Insel und sind unverheirathet. Der europäischen Sitte entwöhnt, suchen sie im Umgang mit den eingeborenen Frauen ein sittenloses Leben zu führen und schnell sich zu bereichern. Gegen ihren Haupthandelszweig, den Branntwein, sind die Missionäre feindlich einzuschreiten genöthigt. Daher zwischen ihnen und den europäischen Kolonisten eine bittere Entfremdung besteht und die Quellen der Berichte der Seefahrer mindestens als unsichere gelten müssen.

Kotzebue und Duperit-Thouars haben zunächst gegen die Missionäre die Beschuldigung erhoben, daß durch ihre Maßregeln innere Kriege herbeigeführt seien. Jedoch immer und überall ist von ehrgeizigen Fürsten die Religion mißbraucht worden, und auf die Missionäre ist keine Schuld deshalb zu werfen.

Bedeutender scheint der Vorwurf, daß die Missionäre auf eine falsche Weise verfahren, indem sie mit allen Wahrheiten der christlichen Religionen bekannt machten. Man verlangt, sie sollten die hauptsächlichsten nur mittheilen, übersieht aber, daß in der Auswahl derselben die größten Differenzen eintreten würden und daß ein solcher Eklektizismus Männern nicht wohl zuzumuthen ist, welche durchaus von ihrem Gegenstande ergriffen sind. Gerade von diesem Eklektizismus wäre zu besorgen, daß er nur eine oberflächliche Bekehrung zur Folge hätte. Auch die Art der religiösen Uebungen, der zu häufige Gottesdienst, der ausgedehnte Schulbesuch unterliegt dem Tadel; es werde dadurch nicht blos Handel und Industrie gehemmt, sondern auch der leichte, fröhliche Sinn des Volkes unterdrückt. Daß eine Umwandlung vor sich gegangen sei, kann nun freilich nicht geleugnet werden. Jedoch jene sinnlichen Vergnügungen hingen mit der heidnischen Religion eng zusammen, und es wäre das neue Werk der größten Gefahr ausgesetzt gewesen, hätte man nicht alle Spuren des Heidenthums sich zu unterdrücken bemüht. Daß übrigens eine menschenfeindliche Gesinnung eingetreten sei, ist nicht wahr. Man hält auch den Einfluß der Missionäre für größer, als er wirklich ist. Man hat sogar zu rügen Veranlassung genommen, daß sie europäische Kleidung eingeführt hätten, indem man öfters die Insulaner in europäischen Kleidern oder vielmehr in Fragmenten derselben sah. Daran sind aber auch sie nicht, sondern die Nachahmungssucht der Leute Schuld, welche in allem Europäischen einen Vorzug sehen, und da vollständige Kleider schwer zu erhalten sind, sich mit einzelnen Stücken begnügen. Auf dergleichen Nebendinge haben die Missionäre nie ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Sie haben überhaupt keine Macht in Händen, ihr Einfluß ist ein rein geistiger.

Scheinbar bedeutend ist der Vorwurf, daß die Missionäre für die Zivilisirung zu wenig thäten. Warum aber beschäftigen sich die Kolonisten damit nicht? Sie antworten: es fehle ihnen an Zeit. Und wie kann man Jenen noch neben dem Geschäfte der Bekehrung dies zumuthen? Die Ermahnung, die Predigt, die Schule, die Reisen, die literarischen Arbeiten geben wahrlich genug zu thun; das Christenthum aber auszubreiten, dazu sind die Missionäre hingeschickt. Man müßte also den Vorwurf anders fassen, so nemlich, daß der Christianisirung die Zivilisirung vorausgehe. Nun waren die Südseevölker früher keineswegs ganz ungebildet, wenngleich sie mit den europäischen Völkern nicht in Vergleich kommen konnten. Diese Bildung hing aber mit den religiösen Zuständen zusammen und mußte der anderen Platz machen, welche ihren Grund hat im Christenthume. Vom christlichen Standpunkte, und man kann doch wenigstens den Missionsanstalten keinen anderen zumuthen, mußte man die alte Bildung ignoriren. Mit der neuen Religion aber ihre Bildung übereinstimmend zu machen, ist ungemein schwer. Man denke nicht, daß nicht schon der Versuch gleichzeitiger Bekehrung und Zivilisirung gemacht sei. Die ersten Missionäre auf Neuseeland hatten dieselben Gedanken, die jetzt so beliebt sind. Aber die Ackergeräthschaften, welche sie ausgetheilt hatten, wurden bald zu Kriegswaffen gebraucht. Eigene Industrie anzufangen, dazu ist das Volk viel zu träge.

Diese Trägheit ist auch ein Hinderniß für die Zivilisationsversuche gewesen, die immer wieder die Missionäre gemacht haben. In Tahiti wurde 1818 der Versuch der Bearbeitung des Zuckers aus dem heimischen Rohre gemacht; der König hinderte ihn. Die Zubereitung der Baumwolle wurde gelehrt, aber die Insulaner fanden es viel bequemer, von den Europäern die fertigen Kleider zu kaufen.

Die Missionäre haben durch die Nachahmung, die sie in Allem finden, Viel zur Aenderung der Lebensverhältnisse beigetragen. Die Vornehmen haben sich in ihrer ganzen Einrichtung schon nach den Europäern gerichtet. Allgemein ist die Umgestaltung in den Häusern und Kleidern geworden; die Menschen haben Wohnungen und Kleidungen bekommen, die sie zunächst gegen die Witterung besser schützen, nach und nach aber dazu beitragen werden, sie der europäischen Kultur näher zu führen. Am erfolgreichsten aber ist die Thätigkeit der Missionäre in der Aenderung des sittlichen Lebens gewesen. Die Laster, welche noch Cook in solcher Blüte hier vorfand, der Diebstahl und die Unzucht, sind fast verschwunden, und es ist ausgemacht, daß die sittenlosen Menschen, welche aus allen Weltgegenden hierher kommen, gegen die Missionäre erbost sind, daß sie das gewünschte unsittliche Leben nicht mehr finden. Die blutigen Raufereien, die unaufhörlichen Kriege, das Menschenfressen haben allein durch die Bemühungen der Missionäre einem sittlichen Zustande Platz gemacht, wie man ihn in manchen europäischen Ländern nicht findet, und wäre auch sonst Alles an ihrem Werke mißlungen, so müßte man schon dieses Erfolges wegen es loben. (Schluß f.)

Laienbrevier

für Solche, welche noch immer glauben, daß die Zensur ein nothwendiges Uebel sei.

Von E. Guido.

† Bernstorff, Minister des Königs von Dänemark, sagte schon 1770: „Preßfreiheit ist ein großes Gut und der Segen seines weisen Gebrauches wiegt bei Weitem den Schaden seines Mißbrauches auf. Sie ist ein unveräußerliches Recht jeder zivilisirten Nation, durch dessen unverletzte Bewahrung eine Regierung sich selbst achtet und sich des vollen Vertrauens der Nation würdig zeigt."

† Blackstone, einer der größten Rechtsgelehrten Englands, sagt: „Die Preßfreiheit ist mit dem Wesen eines freien Staates auf das Innigste verbunden. Bei gehöriger Handhabung der Gesetze kann die Presse zu keinem verderblichen Zwecke gemißbraucht werden, ohne daß der Mißbrauch einer angemessenen Bestrafung anheim fällt."

† Buonaparte erklärte als erster Konsul: „Die Presse heilt die Wunden, welche sie schlägt."

† Chateaubriand, der geistreichste Legitimist, sagt: „Eine repräsentative Monarchie ohne Freiheit der Presse ist ein todter Körper, eine Maschine ohne Leben."

† Dahlmann, einer der ausgezeichnetsten Geschichtsforscher Deutschlands, sagt: „Kein Volk, das die Macht dazu in Händen hat, wird um ihrer Gefahr willen der freien Schrift entsagen."

† Friedrich der Große schrieb: „Ohne die Freiheit zu schreiben, bleibt der Verstand im Finstern, und alle Enzyklopädisten und die berühmtesten Staats-

männer dringen darauf, daß die Presse frei und Jeder, was ihm seine Denkungsart gibt, schreiben könne."

† Gentz sagt in seinem Sendschreiben an den König von Preußen (1797): „Ein fortgeschrittenes Volk kann von der Preßfreiheit nicht lassen, so wenig als vom Schießpulver, obgleich Beide ihr Bedenken haben." Später verwandelte sich seine Begeisterung für Preßfreiheit in eine für Zensur: „Hätte die Preßfreiheit," schreibt Dahlmann, „seine Schulden bezahlt, er würde für diese geschrieben haben."

† Hertzberg, Minister Friedrich's des Großen, sagte 1787 in der Berliner Akademie der Wissenschaften: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, innere Stärke und Gerechtigkeit gründet, gewinnt mehr, als er verliert, wenn er sie an's helle Tageslicht bringt. Die Publizität ist nur für solche Staatsverwaltungen gefährlich, welche finstere und unterirdische Schleichwege lieben."

† Krug sagt in seinem „Philosophischen Lexikon": „Preßfreiheit ist eine Tochter der Denkfreiheit, nemlich der äußeren, die auch Sprech- und Schreibfreiheit ist. Denn wo volle Denkfreiheit stattfinden soll, da muß auch Jeder die Befugniß haben, unter eigener Verantwortlichkeit seine Gedanken mittelst der Buchdruckerpresse bekannt zu machen."

† Johannes Müller, der Tacitus der deutschen Geschichtsschreiber, sagt in dem anno 1809 im Namen des westfälischen Staatsraths erstatteten Berichte: „Die Wohlfahrt der verschiedenen Länder und die geistige Entwickelung der Völker stand immer in genauem Verhältniß mit der größeren oder geringeren Freiheit, welche man der Presse ließ."

† Schlözer, einer der ersten Publizisten Europa's, sagt: „Publizität ist der Puls der Freiheit."

† Tertullian, der eben so weise als fromme Kirchenvater, sagt: „Kein Gesetz ist nur sich allein das Bewußtsein seiner Gerechtigkeit schuldig, sondern auch Denen, von welchen es Gehorsam verlangt. Verdächtig übrigens ist das Gesetz, welches nicht will, daß es geprüft werde; unredlich aber, wenn es, nicht gut befunden, dennoch fortbesteht." (Charivari.)

Das „Deutsche Bürgerblatt" und die Hamburger Telegraphik.

„'Tis very strange!"
Shakspeare, Hamlet.

Wir müssen es im Interesse unserer Leser sehr bedauern, daß uns der Hamburger „Telegraph für Deutschland" vom vorigen Jahre erst jetzt in die Hände gekommen ist, denn wir haben ihnen dadurch bis jetzt eine Unterhaltung entzogen, die eine köstlich originelle genannt werden muß. Ich kann mir zwar denken, daß viele Leser bei diesem Eingang etwas bedenklich und zweifelnd den Kopf schütteln werden; denn „Telegraph für Deutschland" und „köstlich originelle Unterhaltung" sind, seitdem Gutzkow von der Redaktion abgetreten, zwei Begriffe, die in keiner Ideenassoziation zu einander stehen. Wir glaubten daher auch bisher nicht, den gedachten „Telegraphen", wie er dermalen ist, unter diejenigen Blätter rechnen zu müssen, deren genaues Lesen und fortwährendes Beobachten Pflicht ist für die Redaktion eines Blattes. Wir thaten aber Unrecht damit, und möge der „Telegraph" dies unser reuiges „Pater peccavi!" hochgeneigtest hinnehmen. Wir thaten Unrecht! Denn wie die fadesten Menschen oft die größte Heiterkeit in der Gesellschaft hervorrufen: wie die schlechtesten Bücher oft die allerkurzweiligsten sind, so ist uns auch durch dieses unser tadelnswerthes Ignoriren des zeitschriftlichen Kollegen ein höchst beachtungswerther Zug unfreiwilliger Komik entgangen, den wir aber nun, da wir ihn entdeckt haben, unsern Lesern keinen Augenblick länger vorenthalten wollen.

Wir lassen, um unseren Lesern den ganzen, reinen und unbefangenen Genuß nicht durch Vorreden zu verkümmern, zuerst die nackten Thatsachen reden.

In Nro. 117 des „Telegraphen" vom Juli v. J. findet sich unter den Miszellen folgender Artikel:

„Im Herzogthum Nassau wird mit den Gelehrtenschulen eine Reorganisation vorgenommen. Das Land hatte bis jetzt nur ein Gymnasium, dazu kommen nun noch zwei; selbst ein katholisches Gymnasium! Die Jesuiten haben im Sion lange genug darum gebettelt; das treffliche „Deutsche Bürgerblatt" warnte umsonst vor dem Eingehen in diese Falle, daß unter den Zöglingen dieses katholischen Gymnasiums bereits Schlägereien über kirchliche Meinungsverschiedenheit vorgefallen sind. Wo die klassischen Heiden und Jesuiten das grüne Holz bearbeiten, was darf man da vom dürren Alles erwarten!"

In Nro. 179 des „Telegraphen" vom November v. J. wird dasselbe „Deutsche Bürgerblatt" in einem größeren Artikel, „die gegenwärtige Zeitungspresse und Journalistik in Rheinland-Westfalen" überschrieben, mit folgenden Worten charakterisirt:

„Das Deutsche Bürgerblatt.

„Die vielunternehmende Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung in Siegen ist die Unternehmerin und Verlegerin dieses Blattes, das seit einigen Jahren erscheint und zur Zeit Herrn J. E. Braun zum Herausgeber haben soll. Auf jeder Nummer findet sich neben dem Preise des Blattes auch seine Tendenz stereotyp abgedruckt in folgenden Worten: „„Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes."" Gewiß, eine hölzerne Tendenz, nach Inhalt sowohl wie nach Ausdruck. Es sollen Zustände und Handels- und industrielle Verhältnisse des Vaterlandes und des Auslandes besprochen werden. Fürwahr, eine seltsame logische Stylistik! Zustände — und daneben Handel und Industrie; das ist ein Pendant zu jenem Wirthshausschilde: Gut Logiren, braune Seife und Schweinewurst. Als Zusatz schließen sich daran die Worte: Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Das ist ein Fingerzeig für den lieben Leser wie für die nicht liebe Behörde mit der Scheere und dem Streichstift. — „„Bescheidene Freimüthigkeit"", das ist synonym mit dem bekannten bon mot der Zensurinstruktion: anständige und wohlmeinende Besprechung. Und wie ist dieser Freimuth, diese Besprechung im Deutschen Bürgerblatt? Ihr gebührt unbedenklich das Prädikat: originell. Jeder Artikel gleicht einer musikalischen Produktion, die stürmisch mit dem „„Allons enfans de la patrie!"" beginnt, gleich darauf nach einigen Takten aber zum „„Wer nur den lieben Gott läßt walten"" übergeht und mit dem „„Herr, wir knieen vor Dir im Staube"" schließt. Alle Artikel ohne Ausnahme, die das Blatt bringt, gleichen sich in dieser Weise der Abfassung, wie ein Ei dem anderen; sie sind daher allesammt und sonders Anfänge eines Thema's, das man gern zu Ende führte, aber darin stecken bleibt, und ein anderes beginnt, um auch dieses nicht zu Ende zu bringen, sondern ganz „„anständig und wohlmeinend"" in devotester Unterwürfigkeit zu schließen. Alle Aufsätze sind sammt und sonders Anläufe zum vorgesteckten Ziele; der Wettritt beginnt mit ungezügeltem Jokey'smuthe; aber gleich darauf bricht der Hengst durch, und der Reiter kommt, in den Sand geworfen, zur Besinnung und stammelt und stöhnt, sich die Lenden reibend: Pater peccavi! So ist denn das ganze deutsche Bürgerblatt ein ewiger, mißglückender

Weitkampf, und das stereotyp angekündigte Wettrennen ein Sandritt, der nur langweilt und Gelächter erregt, trotz dem, daß alle Manövers der Rennbahn vom Jagdrennen der „„Herren““ bis zum Schnellritt der Bauern versucht werden. Die Siegenerin hat angeborenen Amazonenmuth; sie wagt sich an Alles, an Thron und Kirche, an Presse und Turnen, Zollverein und Landstandssitzungen, an den Prozeß Weidig und Jordan, Bauer und Steinmann, Lehrfreiheit und Sklaverei, Oeffentlichkeit und Inquisitionsverfahren, Lotterie und Gewerbeausstellung, und bietet — Nichts; denn aus ihrem Amazonenkleide tönt nach dem ersten Schlachtengeheul Altweibergeklatsch, und statt Heldenblut fließt die Weiberzähre. Die zweite Abtheilung des Blattes: Zur Literatur und Unterhaltung betitelt, bringt schlechte Poemata, endlose Erzählungen, z. B. vom muntern Seifensieder, Uebersetzungen aus dem Holländischen, die der Verleger in Abdrücken aus dem Blatte später als Bücher auf den Büchermarkt bringt, und die pitoyabelsten Rezensionen literarischer Produkte, besonders große Lobhudeleien der Verlagsartikel des Eigenthümers des Blattes. Also geberdet sich das in einigen Blättern von gewissen Federn so übermäßig herausgestrichene Bürgerblatt!“

Du armes „treffliches“ Deutsches Bürgerblatt! Man denke sich unser Erstaunen! Wir durchblättern — offen gestanden, mit einiger Gleichgiltigkeit, — den Jahrgang 1844 des Telegraphen, wir finden eine Nummer, worin die Redaktion (denn von dieser gehen die „Miszellen“ aus) unser Blatt schlechtweg und ohne alle Einschränkung ein „treffliches“ nennt, freilich in so ungefügigen Worten, daß man unwillkürlich das Gebet: „Herr Gott, beschütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen!“ herstammelt. Wir schlagen dann noch einige Blätter um, und auf einmal ist dieses Bürgerblatt, das „treffliche“, zu dem erbärmlichsten Blatte der Welt geworden, von dem man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, seine Unfähigkeit oder seinen Servilismus, das sich an Alles wagt und Nichts bietet, das schlechte Poemata, endlose Erzählungen und die pitoyabelsten Rezensionen liefert.

„Das ist höchst wunderbar!“ rufen wir mit Hamlet aus, als man ihm erzählte, daß sein Vater als Geist umgehe. Wunderbar? Ja! — und doch wieder sehr natürlich! Nicht als wenn sich unser Bürgerblatt in der kurzen Zeit von Juli bis November so verändert hätte, daß es aus dem „trefflichen“ zu dem „pitoyabelsten“ geworden wäre; seine Tendenz ist ganz dieselbe geblieben, die früheren Mitarbeiter sind geblieben und durch einige neue vermehrt worden, alle übrigen Verhältnisse haben sich nicht geändert. Und doch sehr natürlich! Denn wenn auch solche Veränderungen nicht vorgekommen sind, so können doch in der kurzen Zeit von vier Monaten Ereignisse, höchst denkwürdige Ereignisse vorfallen. Da kann z. B. der „vielunternehmenden“ Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen, die das Deutsche Bürgerblatt begründet hat, ein Antrag gemacht werden, den sie trotz des „Vielunternehmens“ doch aus guten Gründen nicht unternehmen will, den sie ablehnt, den sie nicht „zu Ende führen“ will, weil dieses „Ende“ nicht lange auf sich würde warten lassen und am Ende gar „pitoyabel“ sein würde. Da kann —, doch wir wollen den Schleier nicht mehr lüften, der die Scham unserer gegenwärtigen Journalistik bedeckt. Es genüge die Hindeutung: Hinc illae lacrymae! daher jene cum ira et sine studio in die Welt geschleuderten Worte!

Das also wäre sehr natürlich! Aber was nicht natürlich, sondern wirklich „höchst wunderbar“ genannt werden muß, das ist das Verfahren der Redaktion des Telegraphen. Man ist von ihr freilich, seitdem sie nicht mehr in Gutzkow's taktvollen Händen ist, Seltsamkeiten gewohnt, Aber eine solche, wie diese, daß sie ein Blatt unbedingt „trefflich“ nennt und dann nach vier Monaten, während welcher mit diesem Blatte keinerlei wesentliche Veränderungen vor sich gegangen sind, einer „pitoyabeln“ Privat-Malice ihre Spalten öffnet, um dasselbe Blatt mit dem Aufwande aller möglichen Redensarten in die Acht zu thun, es mit Koth von allen Sorten zu bewerfen, — eine solche Seltsamkeit hätten wir doch zur Ehre der deutschen Presse nicht von ihr erwartet. Aber „der Geist der Zeit treibt wunderliche Blasen“ und „zuweilen schläft auch der gute Homer“, womit wir aber — dagegen verwahren wir uns zur Vermeidung von Mißverständnissen hiermit ausdrücklich und feierlichst — zwischen Herrn Georg Schirges und dem alten Homer weiter keine Aehnlichkeit statuiren wollen, als eben das Schlafen.

Der gute Telegraph! Man kann ja nicht wissen, welche Nebel ihm dazwischen gekommen sind und seine luftige Beschäftigung hinderten. Und wie gewissenlos von uns! Während er schon im November vorigen Jahres seine dürren, ächzenden, klappernden Gebeine geschwungen hat und uns literarisch todtgeschlagen zu haben vermeinte, leben wir in unserer Sorglosigkeit bis zum neuen Jahre hinein, ohne zu wissen, auf was für einem Vulkane wir standen. Und selbst jetzt noch wagen wir es, zu lächeln über diese Anstrengungen der Hamburger Telegraphik, statt es dem „Reiter am Bodensee“ nachzumachen und aus nachträglichem Schrecken eines jähen Todes zu versterben.

„Wir armen, armen Thoren,
Wir irren noch im Graus
Der Finsterniß verloren“ —

müssen mir mit Joseph von Eichendorf sprechen.

Wir gingen nun gerne näher auf den Inhalt jenes Artikels, der das Anathema gegen uns schleudert, ein, wenn derselbe nicht leider gar keinen Inhalt hätte. Die einzige Thatsache, die er anführt, daß Herr J. E. Braun der Herausgeber unseres Blattes sei, ist unwahr. Herr J. E. Braun hat in unser Blatt viele, sehr schätzbare Beiträge geliefert, und wir sind stolz darauf, schon seit lange unter unsere Mitarbeiter ein Talent zu zählen, das seit der Zeit seines Auftretens so freudige Anerkennung gefunden hat. Allein J. E. Braun hält sich in Baden-Baden auf, und in der Entfernung von dort bis hierher, nach Siegen, ein wöchentlich zweimal erscheinendes Blatt zu redigiren, ist eine Unmöglichkeit, die der sehr ehrenwerthe Herr Kritiker der Journalistik in Rheinland-Westfalen bei nüchternem Verstande vielleicht hätte einsehen können.

Nach dieser einzigen, aber leider unwahren Thatsache folgt eine Kritik der Tendenz unseres Blattes, oder vielmehr nicht der Tendenz, sondern bloß der Worte, mit welchen die Tendenz angegeben ist, — eine Kritik, die man einem beschränkten Dorfschulmeister, der so eben Wurst's „Sprachdenklehre“ aus der Hand gelegt hat, nicht verübeln würde, aber deren Silbenstecherei und Haarspalterei bei einem Menschen auffallen muß, der unmittelbar vorher und nachher das Gewand der Sprache zu einem hängenden Schlafrock und schlappenden Pantoffeln umgewandelt hat.

Dann die Charakteristik des Blattes! Der Herr Verfasser hat wirklich alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft — oder doch die ihm zu Gebote stehenden — erschöpft, um uns „todtzuschlagen“. Musik und Hengste, Jockey's und Amazonenkleider, Schlachtengeheul und Altweibergeklatsch, Heldenblut und Weiberzähren, — Alles muß zu diesem Zwecke herhalten. Und doch wird der Leser, trotz dieses Aufwandes an Vergleichungen, trotz dieses orientalischen Bilderlurus kaum begreifen, was der gute Mann eigentlich will. Wir wollen ihm daher ein wenig helfen und angeben, welche Verschiedenheit zwischen unserer Tendenz und der Art, wie wir sie durchführen, und z. B. der des Telegraphen obwaltet.

Der Telegraph ist ein Blatt, das früher in Gutzkow einen ausgezeichneten Redakteur besaß, und in dem sich

manche bedeutende Talente die ersten Sporen verdient haben. Das ist leider nicht mehr so. Gutzkow ist weg, und dem neuen Redakteur fehlen alle literarischen Anziehungskräfte. — Die Türken heben jedes Blättchen Papier von der Erde auf, weil sie glauben, der Name Allah's könne darauf stehen. So wird auch der Telegraph noch gehalten, weil früher große Namen darin gestanden haben, es ist so eine gewisse Pietät. Aber ein Publikum, ein wahres, lesendes, ihm anhängendes Publikum hat er nicht. Er sucht es sich dadurch zu verschaffen, daß er, gestützt auf seine freieren Zensurverhältnisse, von Zeit zu Zeit einmal in die Lärmtrompete stößt. —

Das „Deutsche Bürgerblatt" hat in den wenigen Jahren, seit welchen es besteht, sich ein Publikum geschaffen, den gebildeten Bürgerstand, besonders in Rheinland, Westfalen und Nassau. Dieses Publikum ist zu kerngesund und vernünftig, als daß es die Lärmtrompete für ein künstlerisches Instrument, oder Aeußerungen der Tobsucht für Begeisterung und Vaterlandsliebe gelten läßt. Das „Deutsche Bürgerblatt" spricht daher, statt zu schreien, es erörtert, statt zu deklamiren, es denkt überall zuerst an das nahe Liegende und Praktische, statt an das Entfernte und Wesenlose, sein Prinzip ist die Reform, aber nicht die Revolution. Es hat z. B. bei der Besprechung des Prozesses Weidig gefragt: welche Fehler sind in dieser Untersuchung begangen worden? Hängen sie mit dem Wesen unseres dermaligen Kriminalverfahrens zusammen und wie sind sie zu beseitigen? — statt zu sagen: „Der Inquisitionsprozeß taugt nichts — folglich ist der Hofgerichtsrath Georgi zu Gießen ein Ungeheuer," was freilich ein sehr kurzes Experiment und von frappanter Neuheit gewesen wäre. Den wenigen jungen, strudelköpfigen Lesern des Telegraphen würde dieser Schluß vielleicht sehr gefallen haben, aber unsere Leser, die gebildeten deutschen Bürger, hätten gewiß dazu den Kopf geschüttelt. —

„Jeder Artikel gleicht einer musikalischen Produktion, die stürmisch mit dem „„Allons enfans de la patrie!"" beginnt" u. s. w. — Nein, ehrenwerther Herr Kritiker, Sie müssen ein äußerst unmusikalisches Gehör haben, wenn Sie aus den Spalten unseres Blattes je die Marseillaise haben heraushören wollen. Dieses Lied, unter welchem mehr Köpfe gefallen sind, als es Buchstaben hat, scheint uns nicht zur Förderung deutscher Zustände geeignet, aber eben so wenig haben wir auch je „Wer nur den lieben Gott läßt walten", oder gar „Herr, wir knieen vor Dir im Staube" gesungen.

Daß wir endlich durch die Zensur beengt sind, ist eine Thatsache, die nicht uns zum Vorwurfe gemacht werden kann. Daß wir aber diese Schwierigkeit durch geistige Mittel und namentlich durch Nachgeben in formeller Hinsicht — nie aber in materieller — zu überwinden suchen, statt unseren Lesern trostlos weiße Zensurlücken aufzutischen, ist ein Verfahren, welches für eine unter den gegenwärtigen Zensurverhältnissen begründete Zeitschrift als das einzig konsequente erscheint. Denn eine Zeitschrift, deren Tendenz mit diesen Verhältnissen schlechterdings unvereinbar ist, darf, um sich selbst nutzlose Mühe und dem Publikum überflüssige Täuschungen zu sparen, gar nicht zu erscheinen anfangen.

Doch wir wollen uns weiter nicht bemühen, den uns wohl bekannten „großen Unbekannten" zu überzeugen; sein stürmisches „Heldenblut" und sein dröhnendes „Schlachtengeheul" werden nie mit unseren ebenmäßigen Pulsschlägen und unserer einfachen, schlichten Rede in Gleichtakt kommen. Nur unseren Lesern gegenüber bielten wir eine Verständigung über Tendenz und Aufgabe des „Deutschen Bürgerblattes", sowie über Natur und Quelle solcher Angriffe für geboten, und für diesen Zweck scheint uns das Gesagte hinreichend.

Die Redaktion des „Deutschen Bürgerblattes".

Zur Unterhaltung.

Aus der Altmark. *)

Von W. Lüders.

(Fortsetzung.)

III.

Von der braunschweigisch-hannöverschen Grenze zieht sich in einer Länge von fast sechs Meilen und in einer Breite von zwei Meilen theils auf altmärkischem, theils auf magdeburgischem Gebiete der Drömling hin, früher ein morastiger Elsbruch, der fast unzugänglich, nur bei strengen Wintern abgeholzt werden konnte, in alten Schriften der freie Drömling genannt. Friedrich der Große begann diesen Bruch, wovon hundert und zehntausend Morgen zur Altmark, sechsundsechzigtausend vierhundert Morgen zum Magdeburgischen gehörten, zu entwässern. Die den Drömling durchfließende Ohre wurde gerade gelegt. Es wurden achtunddreißig Abzugskanäle, zweiunddreißig Brücken, sechszehn Schleußen, sechszehn Passage-, Fang- und Staudämme zum Aufhalten des Wassers und außerdem noch siebenzehn andere Be- und Entwässerungskanäle angelegt. Jene bisher wenig nutzbare Fläche von mehr als zweimalhunderttausend Morgen (mit Einschluß des braunschweigischen Antheils) wurde für die Kultur erobert und in nutzbare Wiesen, Weiden und Holz umgeschaffen. Der Wohlstand von einundvierzig Gemeinden, die daran betheiligt sind, ist dadurch gesichert. — Die betreffenden Gemeinden sollten zur Unterhaltung der Werke höher besteuert werden und überdies etwas Grund und Boden zu einer Kolonie, so wie zur Erbauung von Grabenmeisterwohnungen abtreten. Der deutsche Bauer ist aus guten historischen Gründen gegen Verfügungen und Anordnungen, die aus den oberen Regionen des Staats wie ein Donnerschlag bei heiterem Himmel auf ihn herabfahren und regelmäßig in seinen Taschen zünden, sehr mißtrauisch. Die Drömlingsbauern waren mit der Melioration und Entwässerung, deren segensreiche Folgen sie nicht beurtheilen konnten, unzufrieden, weil sie von oben her befohlen war. Sie wollten zur Erhaltung der Gräben, Brücken ꝛc. Nichts beisteuern. Am allerwenigsten wollten sie aber, wie befohlen war, Etwas von ihrem Grund und Boden abtreten. Das schien ihnen ein unduldbarer Eingriff in ihr Eigenthum. Eine Bewegung ging durch's Land. Die Männer, die Urenkel jener, die 1675 ihre Wehren ergriffen und gegen die Schweden an die Elbe gezogen waren, traten zusammen. Vermummte brannten die neuerbauten Kolonistenscheuren nieder. Ein offener Aufruhr drohte auszubrechen. Es war im Jahre 1794. Die altmärkischen Regimenter standen am Rhein. Die alten wohldressirten Helden des siebenjährigen Kriegen kämpften heldenmüthig, aber vergebens, gegen die junge französische Freiheit. Die neue Zeit siegt immer über das Alte, Sterbende. Um die Bewegung im Keime zu ersticken, wurden Truppen aus dem nahen Magdeburg und aus der Priegnitz herbeigerufen. Indeß wußten die Landräthe von Jngersleben und von Alvensleben Blutvergießen zu verhindern und die aufgeregten Bauern zu beruhigen. Die herbeigerufenen Truppen blieben an der Grenze.

Der Altmärker ist ein frischer, kriegsmuthiger Gesell. Mit angeerbter Tapferkeit schlugen die altmärkischen Regimenter die Schlachten des großen Friedrich. Häufig zogen während des siebenjährigen Krieges Freiwillige aus dem Volke, mitunter siebenzehnjährige Jünglinge zum bedrängten Könige nach Schlesien. Denn die Helden erobern die Herzen des Volkes. Mit alter Bravour schlugen die altmärkischen Regimenter die Schlachten der Rheinkampagne. Das altmärkische Kürassierregiment eroberte in der Schlacht bei Pirmasenz zweiundzwanzig Kanonen, die es seitdem im Siegel führte. — Jm Jahre

*) Aus Nr. 26 der „Grenzboten" von 1841.

1806 zogen die Helden des Paradeplatzes, des Zopf- und Kamaschenthums direkt nach Paris. Bei Jena stießen sie auf ein kleines Hinderniß. Man sah, wie uns der Freiherr von Strombeck, ein unverwerflicher Zeuge, in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, Offiziere mit Extrapost sich zurückziehen; eine bis dahin in der preußischen Armee unbekannte Manier, sich den Rücken zu decken. Mit seltenen Ausnahmen bestand das Offizierkorps aus Adeligen. Der „gemeine Mann" schlug sich überall, wo die Führer den Kopf nicht verloren, was freilich häufig der Fall, mit bekannter Tapferkeit. Die altmärkischen Regimenter waren dem Blücher'schen Heere zugetheilt. Sie endeten mit den Waffen in der Hand in den Straßen Lübecks, als Blücher sich kriegsgefangen ergeben mußte, weil er weder Brod, noch Pulver, noch Fourage besaß. Einzelne Referendare, Schneidergesellen, Jägerbursche zogen aus der Altmark an die Grenze des Reichs nach Ostpreußen, wo damals noch für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gefochten wurde. Im Volke erregte der Umsturz des Staates im Ganzen nur geringe Theilnahme. Männer, die 1813 sich durch Heldenmuth auszeichneten, vertauschten 1806 nach der Schlacht bei Jena das Schwert mit der Schifferschürze und dem Pflugsterze. Ja hier und da freute man sich über den Sturz des übermüthigen Junkerthums; der gutsunterthänige, ungemessen dienstpflichtige Bauer hieß die Franzosen, die Kinder der Freiheit, die freilich zu Söhnen des Ruhmes herangewachsen, im Herzen still willkommen.

Die Altmark wurde dem Königreich Westfalen einverleibt. Durch die Konstitution vom 15. Novbr. 1807 war im Königreich Westfalen die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz ausgesprochen. Alle Privilegien einzelner Stände, Städte, Korporationen, einzelner Familien und Personen wurden durch die Konstitution aufgehoben, eine gleiche Besteuerung wurde zugesagt, der Code Napoleon als bürgerliches Gesetzbuch eingeführt, das gerichtliche Verfahren wurde öffentlich. In peinlichen Fällen sollte durch Geschworene entschieden werden. In jedem Distrikte wurde ein Tribunal eingesetzt, dem mit Aufhebung aller Exemtionen und Privilegien alle und jede Person in persönlichen, dinglichen und gemischten Rechtsstreitigkeiten unterworfen war, insofern solche nicht vor die Friedensgerichte gehörten, deren in jedem Kanton eins, das ebenfalls mit Aufhebung aller Exemtionen über geringe Sachen, Polizeivergehen erkannte. Die Grundsteuer wurde mit Aufhebung aller bisherigen Befreiungen von allen nutzbaren Grundstücken erhoben.

Der Altmärker erfreute sich also gleicher Besteuerung, der Gleichheit vor dem Gesetz, einer schnellen Rechtspflege. Alle Altmärker, Juden und Christen, Adel, Bürger und Bauer, waren Gleichberechtigte geworden. So ungewohnt auch das Neue war, so wurde doch das Gute freudig erkannt. Der Patrimonial- und Feudalstaat war gestürzt, das Kastenwesen war vernichtet, das Mittelalter, alle Vorrechte waren aufgehoben. Es gab in der Altmark nur gleichberechtigte Staatsbürger ohne Rücksicht auf Religion, Geburt, Wohnort, Stand und Beschäftigung. Nichts ist mehr geeignet, Stolz und Hoheit des Lebens, das Gefühl innerer Menschenwürde zu erzeugen, als die Gleichheit des Rechts, die gleiche Berechtigung Aller, wo bisher die Ungleichheit, Privilegien und Vorrechte aller Art herrschten. Die herrschende, die bevorrechtete Kaste, der Adel, war gestürzt. Jedermann mußte zu den Dorf- und Gemeindelasten, wie zu den Staatsbedürfnissen, nach seiner Steuerfähigkeit steuern. Daß der Edelmann, daß Jedermann vor dem nächsten Friedensrichter zu Recht stehen mußte, das erhob den Bauer zum Edelmann. Er fühlte sich ein Herr, ein freier Mann. Der Versuch des durch verabschiedete preußische Offiziere repräsentirten Junkerthums im Jahre 1809, in der Altmark einen Aufstand zu erregen, fand daher nur geringen Anklang. Schill erschien; man jauchzte ihm zu, aber das Volk erhob sich nicht. Das muß anerkannt werden, daß jenen Männern, die es verschmähten, in westfälische Kriegsdienste zu treten, der Tod mit den Waffen in der Hand willkommener war, als ein Leben ohne Ehre. Sie wollten einen Kampf auf Leben und Tod, um die verlorene Ehre einzulösen. Auch in einzelnen Frauen glühte jener Franzosenhaß, jene hohe Vaterlandsliebe. Aber es war unmöglich, das Volk gegen die Fremden, die ihm als Befreier erschienen, in Waffen zu bringen. Als der Aufstand, den sie selbst angeregt, zu dem sie in glühender Rede aufgefordert, mißlungen, zog die geistreiche Elisa von Bornstedt, würdig einer großen Zeit, einen freien Tod einem längeren Leben vor.

Der grundbesitzende altmärkische Adel blieb diesen Bewegungen, um sein Grundeigenthum nicht in Gefahr zu bringen, eben so fremd, wie der Bauer. Während der besitzlose Adel mit ehemaligen Soldaten die Waffen erhob, während einzelne kühne Gesellen aus dem Volke, die als Rebellen mit den Waffen in der Hand ergriffen waren, erschossen wurden, buhlte der größte Theil des begüterten, grundbesitzenden Adels im damaligen Königreich Westfalen um die Gunst der neuen Herrscher. Ein Theil dieses Adels, der in stolzer Unabhängigkeit auf seinen Gütern leben konnte, verschmähte es nicht, im neugeschaffenen Königreiche nach Amt, Ehren und Würden zu jagen, westfälische Kammerherrnschlüssel zu suchen, mit dem Orden der westfälischen Krone sich zu schmücken, ja dem alten Geschlechte die junge Würde eines „westfälischen Reichsbarons" anzuhängen. Die spätere Erhebung des Volks, die Helden und Großthaten, die es mit eiserner Faust und mit blutigem Griffel auf den Schlachtfeldern in die Jahrbücher der Geschichte einschrieb, bewirkten bei diesen adligen Hofschranzen des Königreichs Westfalen ein Wunder. Die Großthaten des Volks verwandelten diese Junker in preußische Patrioten von bester Sorte.

Preußen reorganisirte sich, um die Volkskraft zu heben, „um nicht hinter benachbarte Staaten (hinter Westfalen) zurückzubleiben", wie im Eingange eines Gesetzes ausdrücklich bemerkt ist. Indeß die Periode der glorreichen Gesetzgebung von 1807 — 1814 war doch nur eine theilweise Reform, die dem Junkerthum abgerungen und vom Junkerthum sofort wieder in Frage gestellt wurde. In der größten Noth, dem Untergang nahe, suchte man in freien Institutionen ein Rettungsmittel. Aber das Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetze, wie es in Westfalen bestand, wurde dabei nicht durchgeführt. Man wandte dies und jenes Mittel an, um die erstorbene Volkskraft zu beleben, aber das Junkerthum wußte eine entscheidende, gänzlich regenerirende Radikalkur zu vereiteln. Durch das Gesetz vom 9. Oktober 1807 wurde die Gutsunterthänigkeit aufgehoben und bestimmt: „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsunterthänigkeit auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute." Aber ehe der Martinitag 1810 in's Land kam, hatte das Junkerthum das „Publikandum, die Auflösung der Erbunterthänigkeit betreffend" vom 8. April 1809 erwirkt, wo § 10 bestimmt: „Jeder Dorfbewohner ist dem Gutsherrn als Inhaber der Zivil- und Polizeigerichtsbarkeit pünktlichen Gehorsam zu beweisen schuldig und deshalb auch hinführo verbunden, sich mittelst Handschlags dazu ausdrücklich zu verpflichten." Ferner werden die Dorfgemeinden ermahnt, „niemals die Ehrerbietung und den Gehorsam, welchen jeder Untergebene seinem Vorgesetzten zu bezeigen schuldig ist, aus den Augen zu setzen, wenn sie sich Sr. Majestät Gnade würdig machen wollen." Im Königreich Westfalen war durch die Konstitution die gleiche Berechtigung aller Staatsbürger ausgesprochen und als Recht anerkannt, während in Preußen die Dorfgemeinden durch Gehorsam sich der Gnade würdig machen sollten.

Der Aufruf des Königs im Jahre 1813 wurde auch in der Altmark und im Magdeburgischen gehört. Schaarenweise eilten rüstige Jünglinge und besonnene Männer

über die Elbe zu den preußischen Fahnen. „Ueber die Elbe gehen" hieß damals zu den Preußen übertreten. Namentlich ging Alles über die Elbe, was in Westfalen Soldat werden sollte, — bei Nacht, auf Schleichwegen, Hindernisse überwindend, Gefahren trotzend, — um jenseits in der preußischen Uniform der preußischen Trommel zu folgen.

Kaum aber war die Freiheit und Selbständigkeit nach heißen Kämpfen wiedergewonnen, kaum waren die alten Provinzen mit der Monarchie wieder vereinigt, da geschah, was Scharfblickende vorher verkündet, aber der große Haufe bezweifelt. Der präzise, bündige, klare code Napoléon, — dies treffliche Gesetzbuch, das Produkt der gesunden Vernunft seiner Zeit, das keinen Adel, keinen Vorrang eines Guts vor dem anderen, überhaupt keine Privilegien und Vorrechte kennt, das von dem Grundsatze ausgeht, der Staat hat keine Religion, — wurde als unpassend außer Kraft gesetzt; das öffentliche und mündliche Verfahren wurde aufgehoben. Die wiedereroberten altpreußischen Provinzen wurden dagegen mit dem unklaren, kasuistischen, weitschweifigen, veralteten Landrecht, mit der allgemeinen Gerichtsordnung, mit einem erimirten Gerichtsstand und mit Patrimonialgerichten wieder beglückt. Das „französische Wesen" passe nicht zur deutschen Sitte, hieß es, wiewohl große Rechtsgelehrte, wie Mittermaier, Graupp u. A. behaupten, der code Napoléon enthalte mehr deutsches Recht, als das Allgemeine Landrecht. Deshalb, sagt Mittermaier, habe der code Napoléon so großen Anklang in Deutschland gefunden, wo man mit ihm bekannt geworden, weil die bei der Abfassung desselben berücksichtigten altfranzösischen „Kontumes" germanisches Recht, altgermanische, durch römisches Recht nicht getrübte Rechtsanschauungen enthielten. Als man in Magdeburg, in der Altmark erfuhr, was „deutsche Freiheit" eigentlich bedeute, sah man sich bestürzt und verblüfft an. Verdutzt durch so unerwartete Ereignisse, fragte man sich: ob man denn für die Wiederkehr des Alten, Abgelebten ins Feld gezogen, ob man Leib und Leben deswegen eingesetzt, damit ein kleiner Theil des Volkes durch privilegirten Gerichtsstand vor den anderen bevorrechtet, damit die alten Spaltungen des Volkes wiederkehren und der Gemeinsinn durch Trennung in bevorrechtete und nichtbevorrechtigte Stände untergraben würde; ob man deswegen „sich selbst equipirt", ob man deswegen „seinen Sohn equipirt", damit die Junkerherrschaft wiederkehre, damit ein Stand privilegirter Schollenbesitzer wiedergeschaffen werde.

Demnächst wurde das „gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß" in den ehemals westfälischen Landestheilen besonders in Betracht gezogen, indem durch die westfälische Gesetzgebung die alten Zustände wesentlich verändert waren. Der code Napoléon betrachtete die bäuerlichen Prästationen als bloße, durch Vorrang eines adeligen Guts über bäuerliche erzeugte, mißverstandene, durch gutsherrliche Gewalt erzwungene Personalservituten. Diese Erzeugnisse früherer Knechtschaft wollte er durchaus abgeschafft wissen. Er kennt kein Obereigenthum, keinen Vorzug eines Guts vor dem anderen, weshalb aus einem gutsherrlichen Verhältnisse keine Rechte abgeleitet werden. Er betrachtet die aus jenem Verhältniß entsprungenen Frohnden und Dienste als aufgehoben. „Die sogenannten servitutes iuris germanici, Frohnen, Bannrechte, Grundzinsen können," sagt Zachariä, „nach französischem Rechte nicht erworben werden. Die Verfassung der deutschen Staaten steht in dieser Beziehung in einem auffallenden Kontrast mit dem besseren Geist, der in dem code Napoléon lebt."

Die Lösung dieser Verhältnisse hatte eine Menge von Streitigkeiten und Prozessen hervorgerufen, die mehrentheils für die angeblich „wohlerworbenen Rechte" der Rittergutsbesitzer ungünstig ausfielen. Die Ritter erwirkten also das Gesetz, die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in den ehemals westfälischen Landestheilen betreffend, vom 25. September 1820. Indeß da die Gutsherrn nach wie vor ihre Prozesse verloren, so gab dies bald zu „mehrern Zweifeln und Bedenken" Anlaß, weshalb auf Betreiben der Gutsherren zwei Jahre nach Publikation des Gesetzes mehrere Bestimmungen suspendirt wurden. Damit die Gutsherren ihre Prozesse gegen die Bauern gewinnen könnten, wurde eine Verbesserung des Gesetzes beantragt. Auf den Adelstagen im Rittersaale zu Harbke, dicht an der braunschweigischen Grenze, wurden vom altmärkischen und magdeburgischen Adel die Wege berathen, auf denen er seine Interessen in den höheren Regionen des Staates geltend machen wollte. Durch die Presse suchte der Freiherr von Strombeck im eigenen und seiner Genossen Interesse zu wirken, sogar die Literaturzeitungen, die Hallesche, die Jenaische und die Leipziger, wurden veranlaßt, im Interesse der Gutsherren eine Lanze zu brechen. So erschien das Gesetz über die Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes im ehemaligen Königreich Westfalen, vom 21. April 1825, nach welchem „die fremde Gesetzgebung, so weit sie während ihrer kurzen Dauer zur faktischen Wirklichkeit gelangt sei, einen unzweifelhaften Rechtszustand begründet habe." Indeß werden wahrscheinlich neue Deklarationen dieses Gesetzes nothwendig werden, wenn die Gutsherren ihre Prozesse gewinnen sollen. Alle ungemessenen Dienste bleiben durch dies Gesetz aufgehoben. Zu Anfange dieses Jahrhunderts behaupteten die Gutsherren, die Dienste überhaupt, die Baudienste insbesondere, seien ungemessen, d. h. die Dienstpflichtigen müßten so viel Dienste leisten, als erforderlich. Damit war der gutsherrlichen Willkür, Verschwendung, Bau- und Prachtliebe ein weiter Spielraum zur Beknechtung der Dienstpflichtigen gegeben. In solchem ungemessenen Baudienste mußten im Anfange des vorigen Jahrhunderts Baudienstpflichtige eine Reise nach Paris machen, um von dort die eisernen Gitter am Gartenthore des Hundisburger Schlosses zu holen. Gegenwärtig, da die ungemessenen Dienste aufgehoben sind, behaupten die Gutsherren, diese Dienste seien gemessen, und verlangen in diesem Sinne eine Deklaration des Gesetzes.

Mit den Provinziallandtagen wurden für die Altmark besondere Kommunallandtage organisirt, auf denen sämmtliche Rittergutsbesitzer (circa 100) und Deputirte der Städte, der Dorfgemeinden, aus Magistratsgliedern und Dorfschulzen lebenslänglich erwählt, erscheinen.

Durch die westfälische Kommunalordnung waren die Gutsherren mit den Dorfgemeinden zu einem Kommunalverbande vereinigt. Sie hatten alle Rechte über „ihre Unterthanen" verloren und mußten zu den Kommunallasten beitragen. Die Gemeindebeamten wurden vom Staate, also nicht vom Gutsherrn ernannt. Der Bauer erkannte keinen anderen Herrn über sich, als den König. Dieser Ueberrest französischer Einrichtungen wurde im Jahre 1834 aufgehoben, deutsche Einrichtungen wurden eingeführt, indem Domänen und Rittergüter wieder aus dem Kommunalverbande traten und von den Kommunallasten befreit wurden. Zugleich wurde den Gerichtsherren die Polizeiverwaltung und die Ernennung der Ortsvorsteher wieder übertragen. So wurden die Bauern, die seit fünfundzwanzig Jahren vergessen, was ein Erb-Gerichts- und Polizeiherr eigentlich bedeute, wieder mit der ständischen Gliederung mehr vertraut und mit deutschem Wesen bekannt, was um so nothwendiger zur Belebung des Patriotismus und deutscher Nationalität, da die Bauern an der französischen Einrichtung, wornach der Gutsherr ihnen gleichgestellt, mit ihnen gleiche Lasten tragen mußte, großen Gefallen fanden. So wurde, nachdem die Selbstsucht und Einfalt des städtischen Spießbürgerthums durch die Städteordnung befriedigt, schon 1833 in aller Stille und ohne Geräusch ausgeführt, was der Adel in Braunschweig gegenwärtig bei Abfassung einer neuen Landgemeindeordnung erstrebt. Was so viel Aufsehen erregt, so viel

Widerspruch findet, so viel Federn in Bewegung setzt, das wurde bei der Spaltung der Ständeinteressen in Preußen ausgeführt, ohne Widerspruch Seitens der städtischen Intelligenz.

Nun besteht in diesen Landestheilen nur noch eine französische Einrichtung, die allgemeine Grundsteuer. Diesen letzten Rest französischer Einrichtungen wünschen die Privilegirten als gute Patrioten ebenfalls aufgehoben und Rückkehr früherer deutscher Steuerbefreiungen.

*Land und Leute der britischen Inseln.

(Fortsetzung.)

9. Die Engländer und die Ausländer.

b) Engländer und Deutsche.

Das, was deutsche und englische Interessen bisher am meisten verknüpfte, war der Handel. Die Deutschen hatten diejenigen Waaren, deren die Engländer am meisten bedürfen, rohe Produkte, und die Engländer dagegen die, nach welchen die Deutschen am meisten verlangen, Manufakturen. Deutschland ist bis auf die neuesten Zeiten herab Englands vertrautester Handelsfreund und, nach den nordamerikanischen Freistaaten, sein bester Kunde gewesen.

Wie die englischen Politiker mit Vorschlägen zu Freundschaftsbündnissen zu uns kommen, wie die englischen Prinzen sich mit Anträgen zu Heirathsstiftungen an uns wenden, wie die englischen Kaufleute zu uns reisen, um unsere rohen Produkte zu holen und uns ihre Kunsterzeugnisse zu bringen, so müssen auch die englischen Gelehrten sich zu uns wenden, um dem Ursprunge der Geschichte ihrer Nation nachzuspüren und bei uns alle die Quellen derjenigen Institutionen und Einrichtungen zu studiren, die sich in ihrem Lande auf eine so merkwürdige Weise entwickelten. Sie können sich fast über keinen Punkt ihrer ganzen sozialen Existenz klar werden, ohne darüber ihre alte Mutter zu Rathe zu ziehen, in deren Schooße sie die Originalien zu allen jenen Dingen finden. Ihre ganze Gerichts- und Staatsverfassung ist nach einem allgemeinen germanischen Originale gearbeitet. Ihre Geschworenen, ihre Pairs, ihre Kommunalordnung, ja ihre Agrikulturverhältnisse haben sie zum Theil aus Deutschland entlehnt. Ja, die ursprünglichen Gedanken zu den meisten ihrer industriellen Unternehmungen und Verbesserungen entsprangen dem deutschen Gehirne. Ich möchte sagen, die Deutschen gaben überall die Materie, den Stoff her, den die Engländer bearbeiteten, formten und gestalteten.

Noch in diesem Augenblicke wohnen an den Mündungen der Weser und der Elbe viele Völkchen,*) welche die Sitte der Vorväter, die nach England wanderten, treu bewahren. Noch diesen Augenblick sogar gibt es in Niedersachsen Bauernhöfe, deren Besitzer Namen haben, welche denen alter sächsischer Adelsfamilien in England gleich sind,**) ein Umstand, der es sehr wahrscheinlich macht, daß bei näherer Nachforschung noch viele andere Aehnlichkeiten gefunden werden möchten.

Auch unsere späteren geistigen Entwickelungen und Fortschritte blieben nicht ohne Einwirkung auf England, namentlich die größte aller unserer geistigen Entwickelungen, die Kirchenreformation, in welche die Engländer, indem sie sich von den diesem Werke zum Grunde liegenden, gesunden, deutschen Religions- und Freiheitsansichten angezogen fühlten, einstimmten.

Umgekehrt schöpfte die deutsche Mutter aus dem Hinblick auf die männliche Stärke ihrer englischen Söhne neue Kraft. Ihre industriellen Verbesserungen nehmen wir an und erhalten unsere Erfindungen von ihnen vervollkommnet zurück. Alle alten deutschen Triebe und Institutionen, wenn sie in uns zu erlöschen drohen — Oeffentlichkeit der Gerichte, politische Freiheit — erhalten von ihnen neues Leben und neuen Schwung, und auf ihre Siege und Lorbeeren sehen wir selber zum Theil mit einem mütterlichen Stolze herab, indem wir von ihnen, als von germanischen Lorbeeren, auch uns einen Theil zuschreiben.

Auch das Interesse, welches die Deutschen schon seit langer Zeit an der Entwickelung der englischen Literatur nehmen, sowie die Aufmerksamkeit, welche die Engländer in neuerer Zeit unserer Sprache und Literatur zu widmen angefangen haben, ist zum Theil eine Folge der inneren Verwandtschaft beider Nationen.

Die ganze neuere Blüte unserer Literatur, welche die Franzosen gewöhnlich nur als einen Nachhall und Reflex ihrer eigenen Bestrebungen betrachten, hat nicht ohne ein vielfaches Einwirken der Engländer so schöne Früchte getragen. Die erste selbständige Bethätigung deutscher Nationalpoesie, der eigentlich erste Angriff auf die alten Nachahmer Frankreichs, geschah mit englischen Waffen. Bodmer, der Luther unserer Literatur, wies auf die Engländer hin, übersetzte Milton's Dichtungen und publizirte eine Sammlung unserer alten Nationalballaden, von denen wir mehre mit den Engländern gemein haben. Schon im Jahre 1741 erschien die Uebersetzung eines Drama's von Shakespeare, und von da an bis auf unsere heutigen Tage ist dieser englische Dichter, dessen Werke allein die Hälfte der großen Schätze der englischen Literatur werth sind, von einem so großen Einflusse auf die Geister Wieland's, Lessing's, Göthe's, Schiller's, Schlegel's, Tieck's und vieler anderer unserer größten Dichter gewesen, daß wir sie zum Theil sogar als seine Schüler betrachten müssen.

Vielleicht sind keines fremden Dichters Werke je so oft in eine fremde Sprache übersetzt worden, wie die Werke Shakespeare's in die deutsche. Noch jetzt hat uns jedes Jahrzehend eine oder einige neue Uebersetzungen von ihm gebracht. In Folge dessen und in Folge des blühenden Studiums der englischen Sprache ist Shakespeare nun bei uns fast eben so viel gelesen, gekannt und geehrt, als in England, und jedenfalls in einem weit höheren Grade, als in Frankreich oder sonst in irgend einem anderen Lande Europa's.

Auch die anderen englischen Dichter und Prosaiker, Historiker und Philosophen sind in Deutschland jetzt fast so gut bekannt, wie unsere eigenen Klassiker, und fast allen neuen, nur einigermaßen lesbaren Werken der Engländer thun wir sofort die Ehre an, sie durch Uebersetzungen auf unseren vaterländischen Boden zu übertragen, selbst solchen, die sich eigentlich gar nicht übersetzen lassen, wie z. B. die Werke von Voz.

Die englische Sprache wird bei uns mehr kultivirt, als in irgend einem anderen Lande, und in Wien, in Berlin, in München, in Dresden, in Hamburg gibt es Leute genug, die alle englischen Dichter lesen und verstehen, ohne daß sie je das Land sahen, in welchem diese Dichter sangen und schrieben. Durch Oesterreich haben sich das Studium der englischen Literatur und die Anglomanie auch nach Ungarn verbreitet.

Siehe den Verfolg in der Beilage.

*) Das Volk der Stedinger, der Butjadinger, der Alten Länder, der Bewohner der Insel Föhr, der Ditmarschen und mehrere solcher in England ganz obskurer Namen, die dort aber glorreich genannt und erforscht zu werden verdienten.

**) Von den Gegenden der Wesermündung könnte ich mehrere solche Namen nachweisen. Auch in Westfalen ist mir dasselbe aus glaubwürdiger Quelle versichert worden. Man erkennt die Namen nur nicht gleich wieder, weil ihre Orthographie im Englischen oft etwas geändert ist. Statt K ist z. B. immer C gesetzt.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.
Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

Auch der Sinn für Komfort und Bequemlichkeit der häuslichen Einrichtungen ist auf Anregung der Engländer bei uns im Steigen begriffen, obgleich ein Engländer in dieser Beziehung noch immer so viel bei uns zu kritisiren findet, daß man in späteren Jahren wahrscheinlich noch von viel zahlreicheren und großartigeren Erfolgen auf diesem Felde zu berichten haben wird.

Alle sozialen Umgestaltungen der Engländer, ihre Gefängnißreform, ihre Armengesetze, ihre Bankeinrichtungen, sind immer bei uns beachtet worden und haben in vielen Fällen auch bei uns Reformen hervorgerufen. Ihre Lancaster-Schulen wurden in allen Ländern nachgeahmt, ihre Sparkassen für die arbeitenden Klassen wurden auch bei uns zum Segen vieler Tausende eingeführt. Eben so wurden manche Formen ihrer Gesellschaften in Deutschland nachgeahmt, z. B. ihre Klubs. Ihre Dampfschiffe, ihre Eisenbahnen, ihre Gaserleuchtungsanstalten sind Wohlthaten, von denen wir Deutsche, wie die ganze übrige Welt, Vortheil gezogen haben. Ja in neuester Zeit hat man in Preußen mit einer gewissen Neigung zur Nachahmung sogar auch auf ihre kirchlichen und aristokratischen Institutionen hingeblickt und Gesetze gegeben, die beweisen, daß auch in dieser Beziehung anglomanische Tendenzen bei uns rege geworden sind.

Umgekehrt haben nun auch die Engländer in neuerer Zeit unserer Sprache und Literatur weit mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als je zuvor, was sich zum Theil allerdings daraus erklärt, daß wir Deutschen es jetzt weit mehr als zuvor werth sind, gekannt zu werden. Die Fortschritte, welche wir zu größerer nationaler Selbständigkeit, Kraft und Einigkeit gemacht haben, dann die schöne Blüte unserer Literatur seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und die zahllosen trefflichen wissenschaftlichen Werke, die wir in neuerer Zeit geschrieben haben, endlich auch vielleicht eine Ahnung von der großen, unserer Nation bevorstehenden Zukunft, der sie auf der Bahn des Fortschrittes und der Einigkeit entgegeneilt, dies Alles sind Verhältnisse, welche die Engländer zu jener größeren Aufmerksamkeit bewogen haben.

Unsere deutsche Sprache ist den Engländern, als ein Produkt von tiefen Denkern (deep thinkers), in der Regel ein Gegenstand der Verwunderung und des Staunens. Sie kommt ihnen so schwer vor, wie uns das Chaldäische. Nichtsdestoweniger aber haben sie sich in neuerer Zeit, theils weil sie Offenbarungen von dieser Sprache erwarteten (wie wir von der Sprache der ehrwürdigen Braminen), theils weil sie sie für's Reisen und Leben nöthig haben, daran gemacht, unsere wunderlichen Buchstaben und unsere komponirten Worte und Perioden zu entziffern und auswendig zu lernen.

„Die Mineralogen", sagte mir ein alter, in der englischen Literaturgeschichte sehr wohlbekannter Dichter, „wären die ersten Verfechter und", wie er sich ausdrückte, „die „Ushers" (Einführer) des deutschen Sprachstudiums in England gewesen. Für Diejenigen, welche sich vor 40 bis 50 Jahren dem Studium der Mineralogie gewidmet hätten, wäre die Kenntniß der deutschen Sprache für ganz unerläßlich gehalten worden; sonst habe sich aber Niemand darum bekümmert." Dies war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die deutsche Sprache war damals noch so wenig bekannt in England, daß selbst Dr. Johnson, der berühmteste englische Lexikograph, kein Deutsch verstand, was Einem ungefähr als ein eben so unverzeihlicher Mangel erscheinen muß, als die Unkenntniß des Lateinischen bei einem Lexikographen und Grammatiker des Italienischen.

Die Mineralogie klopfte für uns leise bei den Engländern an. Thor und Thüre aber wurden uns erst nach den Stürmen, welche der französischen Revolution folgten, geöffnet. Während dieser Zeit waren die Engländer so gut wie vom Kontinente abgeschnitten. Das Geräusch der Waffen und der politischen Stürme hinderte sie, wie auch die Franzosen, von den schönen Dichtungen und Werken, die wir kurz vor dieser Zeit und zum Theil mitten unter den Stürmen selbst komponirt hatten, gebührende Notiz zu nehmen. Erst nachdem sich der politische Himmel abgeklärt hatte, erkannte man deutlich, was auf unseren Feldern gereift war.

Gleich nach der Beendigung der kontinentalen Kriege kamen die Engländer aus ihrer Insel hervor und überschwemmten reisend, beschauend, bewundernd, murrend und scheltend das übrige Europa, namentlich Deutschland, in einer Weise, wie dies kein Volk je zuvor gethan hat. Paris versah sich mit einer Kolonie von müssigen Engländern, die zahlreich genug gewesen wäre, eine Stadt für sich zu bilden. In den Hafenorten des nördlichen Frankreichs, in Calais, Boulogne, Havre und anderen, sammelten sich Tausende von Engländern, — nicht immer die Elite des Volkes. An der ganzen Loire hin, in Orleans, Tours und anderen Orten finden sich bleibende englische Kolonieen. Die Provence ist voll von englischen Kranken. Die Schweiz wurde mit Engländern überschwemmt, und nicht nur die Hauptstädte von Italien, Rom, Neapel ꝛc., sondern auch die kleineren Orte, Siena, Perugia und andere, haben ihr regelmäßiges und beständiges Anhängsel von Engländern. Dasselbe gilt von unseren Haupt- und Residenzstädten, von Wien, München, Dresden, Berlin und anderen. In unseren Badeorten spielen englische Mylords und russische Knäse eine Hauptrolle. Am meisten beklagt man sich aber am Rhein über den wachsenden Zufluß der einwandernden Britensöhne. „Toujours perdrix! Toujours perdrix!" ruft man von allen Seiten.

Der Ruhm des Rheins und der schönen Berge und Alpen, von denen er herabrinnt, der Ruf unserer romantischen Burgen, aller schönen und wilden Naturszenen unseres Landes erscholl weit und breit in England, und die darnach Verlangenden fingen mehr und mehr an, die Unkenntniß unserer Sprache zu bedauern. Seitdem wird nun die schwer zu lösende Frage: „wo lernt man das beste Deutsch?" vielfach in England aufgeworfen, ohne daß Jemand eine bestimmte Antwort darauf zu geben wüßte. Seitdem sehen wir hier und da bei den Landpredigern in Sachsen, oder in den Pensionen von Berlin, sowie in Hannover und anderen Orten unmündige und mündige Briten, welche sich von ihrer Insel und dem Verkehre mit der Welt zurückgezogen haben, um dem schwierigen Geschäfte der Erlernung des Deutschbuchstabirens, des Deutschlesens, des Deutschsprechens und Deutschschreibens obzuliegen. (Forts. f.)

---

*Enthüllte Geistergeschichte.

Der Glaube an Gespenster, Anzeigen, Vorbedeutungen und andere Albernheiten ist häufiger unter den Menschen verbreitet, als Mancher zugeben wird. Selbst spukt er unter Vielen, welche sich zu den gebildeten und aufgeklärten Ständen zählen, und steht alsdann mit ihrem klaren Urtheil über alle andere Lebensverhältnisse in dem grellsten Widerspruch. So z. B. ist die Meinung sehr allgemein auch unter den höheren Ständen verbreitet, daß die Zahl 13 bei einer erbetenen Gesellschaft Unheil bringe, daß Namenzeichen und Zahlen aus den Todtenkleidern herausgeschnitten werden müßten. Man sucht es unmöglich zu machen, daß der obere Theil eines Hemdes einem Todten in den Mund kommt und dergleichen mehr. Da sehr wenige Menschen Ruhe und Besonnenheit genug haben, um bei auffallenden Erscheinungen die natürlichen Ursachen aufzusuchen, so gelten diese für Spuk. Hiervon ein Beispiel von einer Thatsache, welche ganz in meiner Nähe im Jahre 1790 zu H. sich ereignete.

Ein Student saß nach 10 Uhr Abends, den Rücken nach der Zimmerthüre zugewandt, in seinem Zimmer, mit der Lektüre einer interessanten Schrift beschäftigt. Alles ist todesstille um ihn her. Er hört Jemand im

untern Stock die Hausthüre öffnen, schließen und mit starkem, sicherem Schritt die Treppe herauf kommen. In dem Glauben, den Besuch eines Freundes zu erhalten, bleibt er ruhig in seiner Stellung. Er hört den angeblichen Freund über den Gang schreiten und an seine Zimmerthüre klopfen. Er ruft: „herein!“ ohne sich umzusehen, hört deutlich den erwarteten Freund etwa zehn Schritte sich ihm nähern, worauf es wieder still wird und still bleibt. Jetzt springt er vom Stuhl, und zu seinem größten Schrecken erblickt er Niemand im Zimmer, das er sorgfältig durchsucht. Der junge Mann, obgleich verwundert über diese unerklärliche Erscheinung, verlor die Besinnung nicht und faßte den Vorsatz, die Sache so genau, als möglich, zu untersuchen. War dieses ein Traum, ein eitles Spiel meiner regen Einbildungskraft? fragte er sich. Nein. Ich war in der ruhigsten Fassung, ich hörte alles Dieses. Nur kommt es von einer Ursache her, die ich noch nicht kenne und befriedigend ergründen muß. Er geht forschend die Treppe hinunter, findet die Hausthür gut verschlossen und im Inneren den Riegel vorgeschoben. Nicht zufrieden hiermit, erzählt er seinem halbschlaftrunkenen Hauswirth den Vorfall und fragt ihn, ob er eben Jemand in sein Haus gelassen habe? Der Mann sieht ihn spöttisch an und verneint die Frage. Sie durchsuchen, aus Besorgniß, ein Dieb habe sich eingeschlichen, das ganze Haus, entdecken aber Nichts. Für diesmal mußte die Untersuchung auf sich beruhen. Erst gegen Morgen erwachte der junge Mann aus einem kurzen Schlummer, denn den größten Theil der Nacht hatte ihn das Nachdenken über dieses Räthsel gequält. Als er sich ermuntert hatte, glaubte er in einer Vermuthung, auf die er fiel, einen Anhaltpunkt zu finden. Er eilte in das Nachbarhaus, in welchem im zweiten Stockwerk, blos von einer dünnen Holzwand geschieden, ein Student wohnte, den er, ganz angekleidet, auf seinem Bette noch schlafend fand. Jetzt fing die Möglichkeit der Entdeckung seiner Erscheinung bei ihm zu dämmern an, und es entspann sich zwischen Beiden folgendes Gespräch:

„Wo warst Du gestern Abend und wann kamst Du nach Hause?“

„Ich hatte meine Eltern besucht und kehrte, sehr ermüdet von dem weiten Weg, erst nach 10 Uhr in die Stadt zurück.“

„Hast Du Dich alsdann nirgends verweilt, und war Deine Hausthüre verschlossen?“

„Die Thür war angelehnt. Ich öffnete sie und schloß sie von innen, öffnete die Zimmerthür meines Hauseigenthümers, dem ich meine Ankunft meldete, und ging, der Treppe und des Ganges kundig, ohne Licht in mein Zimmer.“

„Warum hast Du denn an Deine Zimmerthüre geklopft?“

„Das weiß ich nicht; — doch jetzt besinne ich mich. Es kann sein, daß es mit dem Schlüssel geschah, weil ich in der Dunkelheit nicht gleich die Oeffnung des Schlosses finden konnte.“

„Gut; wodurch kam es, daß es still wurde, nachdem Du etwa zehn Schritte in Dein Zimmer gegangen warst?“

„Weil ich mich, ermüdet, auf mein Bett angekleidet legte und gleich einschlief.“

Der Fragende erzählte nun seinem Freunde das gestrige Abenteuer, und die Spukgeschichte war enthüllt.

Dr. J. Müller.

Mannigfaltiges.

— Von dem Magistrate und der Stadtverordnetenversammlung von Königsberg sollen bei dem diesmaligen Landtage unter andern wichtigen Anträgen folgende gestellt werden: 1) um größere Vertretung der Städte auf den Landtagen nach einem für die Städte günstigeren Prinzipe, und für den Fall, daß der Landtag sich gegen eine Aenderung des bisherigen Prinzips erklären sollte, dennoch größere Vertretung der Städte; 2) Einführung der Abstimmung auf den Landtagen in allen Fällen nach der absoluten Majorität, indem es sich vielfach gezeigt hat, daß durch die bestehende Bestimmung, nach welcher nur diejenigen Anträge an den König gelangen dürfen, die von zwei Drittel der Abgeordneten angenommen sind, die Interessen der Städte und der Landgemeinden sehr wesentlich gefährdet sind; 3) Abänderung der Einrichtung, daß der Vorsitzende der Landtags-Kommissionen ausschließlich aus dem ersten Stande ernannt wird; 5) Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beim Kriminalverfahren und Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes; 6) Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlung für stimmfähige Bürger; 7) Emanzipation der Juden; 8) Preßfreiheit ohne Präventiv-Maßregeln; 9) Modifikation des Gesetzes vom 29. März v. J., so weit solches durch die in demselben ausgesprochene Versetzung oder Pensionirung der Justizbeamten im Disziplinarwege die Unabhängigkeit derselben gefährdet; 10) Lehrfreiheit. — Der Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung von Elbing haben beschlossen, bei dem Landtage nebst anderen wichtigen Bitten zu beantragen: 1) eine offene Sprache des Landtages; 3) Oeffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen; 4) Trennung der Justiz von der Administration; 5) Einführung der Geschwornengerichte; 6) Aufhebung des Komvetenz-Konflikts; 7) Aufhebung der Zensur; 8) Unabsetzbarkeit der Richter; 9) Emanzipation der Juden; 10) Abschaffung der Schlacht- und Mahlsteuer; 11) Einführung einer Landgemeindeordnung; 12) Aufhebung des Sundzolls. Auch von andern Städten werden dergleichen oder ähnliche Petitionen dem Landtage überreicht werden, und der Landtag wird Gelegenheit haben, aus denselben zu erkennen, was die Provinz von ihren Vertretern erwartet.

— In den „Jahreszeiten“ lesen wir in deren pikanten Berichten aus Berlin: „Bekanntlich ist der Herr Oberbürgermeister unserer Stadt, Hr. Krausnick, einer der leidenschaftlichsten Redner. So oft er aber auch redet, noch nie hat er Jemanden angesprochen. Selbst der König soll vor diesem Bürgermeister Cicero einen großen Respekt haben, der ihn in der möglichsten Entfernung hält. Als er neulich einem Prinzen die neuen großartigen Anlagen von Sanssouci zeigte, und dieser seinem königlichen Führer große Lobeserhebungen machte, sagte der Monarch lächelnd: „Sie wollen wohl auch anfangen zu krausnikeln.“

— Dem Vernehmen nach ist in jüngster Zeit bei der Bundesversammlung die Frage in Anregung gebracht worden, ob es nicht rathsam sei, den Diskussionen der Presse über die kirchlichen Verhältnisse möglichst enge Schranken zu setzen. Eine der Großmächte soll sich hierfür ausgesprochen haben, während die andere das Prinzip der freien Meinungsäußerung erhalten wissen wollte. Die Frage ist noch schwebend. (K. Z.)

— Kaukasus. Der gegenwärtige Oberbefehlshaber des kaukasischen Armeekorps General ꝛc. Neidhart, ist in Folge seiner Bitte Krankheitswegen den von ihm bisher bekleideten Chargen entlassen und an seiner Statt der General-Gouverneur von Neu-Rußland und Bessarabien, General Graf Woronzow zum Oberbefehlshaber des kaukasischen Armeekorps und zum Statthalter des cis- und transkaukasischen Landstrichs ernannt worden. — Kaiser Nikolaus soll, wie es schon einige Male hieß, entschlossen sein, im Frühjahre den kaukasischen Feldzug mitzumachen oder wenigstens in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu verweilen. — Nach einem Schreiben aus Konstantinopel in der „Times“ sollen die Tartaren und Kosaken, welche das rechte Ufer der Kuban bewohnen, sich seit dem Abzuge der regelmäßigen Truppen, welche die dortigen Besatzungen bildeten und unlängst der in Daghestan gegen Schamyl verwendeten Armee einverleibt wurden, gegen die russische Regierung empört haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

(65.)

D. WIHL'S
Neuerfundene chemische Gichtsocken
gegen Gicht, kalte Füße und Frostbeulen.

Die **Wirkungen** dieser, mit einer chemisch präparirten Sohle versehenen, in Norddeutschland, Holland und England berühmten Socken sind folgende:

1) **Erwärmen** sie die Füße, auch Derer, die **Nachts an fortwährender Kälte** leiden und deshalb nicht schlafen können, rasch, angenehm und anhaltend.
2) Treiben sie alle **gichtischen** und **rheumatischen** Schmerzen aus den Füßen und Beinen, indem sie dieselben in eine allmälige **Transpiration** bringen und so den **Krankheitsstoff** herausziehen.
3) Vertreiben sie in kurzer Zeit **Frostbeulen** und alle anderen durch **Kälte entstandenen Anschwellungen** und **Schmerzen.**

In allen diesen Fällen haben die **Gichtsocken** sich als **höchst erfolgreich** bewährt. Sie werden an den bloßen Füßen vorzugsweise bei Nacht getragen — wenn am Tage, in dazu passenden Pantoffeln — und belästigen die Füße nicht im Geringsten, da sie aus den weichsten Stoffen fabrizirt sind.

Aerztliche Zeugnisse

vom **Dr. E. Dischoff,** Königl. geheimen Hofrath, Prof. der Heilmittellehre und Staats-, auch Kriegs-Arznei-Wissenschaft, Ritter u. s. w. zu Bonn, — vom **Dr. Brisken,** Königl. Kreisphysikus zu Elberfeld, — vom **Dr. Heinicke,** Königl. Kreisphysikus zu Halberstadt, — vom **Dr. Pfeffer** u. s. w., so wie von mehreren Privaten, die solche gebraucht, sind zu lesen in der Beilage zu Nr. 5 dieses Blattes.

Zum Beweise der Aechtheit ist an jedem Paar der **eigenhändig geschriebene Namenszug des Erfinders** angehängt.

Der Preis ist: 1 Thlr. 15 Sgr. = 3 Fl. pro Paar.

Die Gichtsocken sind für **Siegen** und Umgegend ausschließlich zu haben bei der Expedition dieses Blattes, für **Wiesbaden** in der **Friedrich**'schen Buchhandlung, und in **Bochum** bei **W. Empting.**

Neu erfundenes, von mehren Medicinal-Behörden geprüftes

Gehör-Oel.

Vom ***Dr. J. Robinson in London.***

Durch Anwendung dieses Oels werden alle organischen Theile des Ohres ungemein gestärkt, das Trommelfell erhält seine natürliche Spannung wieder, wodurch die Harthörigkeit sehr bald sicher geheilt wird.

Das Flacon mit Gebrauchsanweisung 1½ Rthlr.

Ist in der Hauptniederlage der Expedition dieses Blattes allein zu haben.

Attest.

Hochgeehrtester Herr! Hiermit nehme ich Gelegenheit, Ihnen für's allgemeine Wohl die schuldige Nachricht zu machen, dass ich durch den Gebrauch des mir übersandten **Gehör-Oels** vom **Dr. J. Robinson in London,** von meiner mehrjährigen schweren Harthörigkeit rein geheilt worden bin. Die schnelle Wirkung dieses Oels war um so überraschender, da ich bereits 80 Jahre alt bin, und das Uebel so bedeutend war, dass ich selbst das Glockengeläute nicht mehr hörte, und jetzt nach nur kurzer Anwendung das vollkommenste und reinste Gehör erhalten habe. Auch mehrere meiner Freunde, die an demselben Uebel litten, erfreuen sich nach dem Gebrauche dieses vortrefflichen Oels, eines eben so glücklichen Resultates, und wir bitten Sie daher recht sehr, diese Zeilen veröffentlichen zu lassen, damit noch so manchen Leidenden durch dieses Mittel geholfen wird.

Mit aller Hochachtung Ihr dankend verpflichteter

F. Stuehtey.

Rheda, den 1. Juni 1844.

Kirchen- und Armenrendant der evangelischen Gemeinde zu Rheda.

Die Richtigkeit des vorstehenden Attestes wird gerichtlich bescheinigt.

Rheda, den 1. Juni 1844.

(L. S.) Der Amtmann daselbst, in dessen Abwesenheit für denselben zeichnet

Schönell, Sekretär.

(66.)

Aromatisches Zahnpulver,

(67.) ***Die Schachtel à 3/8 Rthlr.***

Zu haben in der Expedition dieses Bla[tes].

Von nachfolgenden ausgezeichneten

aus einer der ersten Fabriken Birmingham's,

ist in der Unterzeichneten ein reichhaltiges Lager vorräthig:

(68.)

	pr. 6 Dutzend in Kästchen. Thlr.	Sgr.	Pf.	pr. Dutzd auf Karte m. Halter Sgr.	Pf.
Volksfeder	—	6	—	2	—
Kopierfeder Nr. 1	—	9	—	3	6
" " 2	—	9	—	3	6
Konkurrenzfeder	—	10	—	4	6
Omnibusfeder	—	10	—	4	6
Korrespondenzfeder	—	12	6	5	—
Komptoirfeder Nr. 1. gelb	—	15	—	5	6
" " 2. weiß	—	15	—	5	6
Stahlfeder Nr. 1	—	18	—	6	—
" " 2	—	18	—	6	—
Kanzleifeder	—	20	—	7	—
Postfeder	—	25	—	7	6
Damenfeder Nr. 1	—	25	—	7	6
" " 2	—	25	—	7	6
Lordfeder Nr. 1.	—	25	—	7	6
" " 2.	—	25	—	7	6
" " 3.	—	25	—	7	6
Kaiserfeder Nr. 1. braun	1	15	—	10	—
" " 2. "	1	15	—	10	—
Freundschafts-od. Studentenfeder	1	15	—	10	—
Chinafeder	1	15	—	10	—
Christenfeder	1	15	—	10	—
Viktoriafeder	1	15	—	10	—
Kronprinzfeder	1	15	—	10	—
Königin von England	1	15	—	10	—
Stadt Paris	1	15	—	10	—
Kronprinzeßfeder	1	15	—	10	—

Stahlfederhalter einzeln von 3 Pf. bis 1 Sgr.

Expedition des „Deutschen Bürgerblattes".

Ananas-Pomade.

Unübertreffliches, feinstes Haar-Parfum, um in wenigen Wochen eine Fülle von Haaren hervorzubringen, und das Ausfallen derselben augenblicklich zu verhindern, sowie besonders das Wachsthum der Barthaare auf erstaunenswerthe Weise befördernd.

In Töpfen mit Porzellan-Deckeln und Gebrauchsanweisungen ⅔ **Rthlr.** (69.)

Allein zu haben in der Expedition dies. Bl.

Bekanntmachung.

Es wird hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß dem Königl. Ober-Einfahrer **Marenbach** hierselbst die Bergmeisterei-Geschäfte des Bergmeisterei-Reviers Siegen und die auf das Revier Wetzlar sich beziehenden Geschäfte übertragen worden sind. (70.)

Siegen, den 18. Januar 1845.

Königl. Preuß. Bergamt.

Pariser Zahnkitt,

(71.) vortreffliches Mittel zur Erhaltung und Pflege der Zähne. ***Preis pro Etui mit Gebrauchsanweisung Rthlr. 1.***

In Siegen allein zu haben in der Exped. dieses Blattes.

Für Herrn Johannes Ronge

sind ferner bei uns eingegangen:

	Thlr.	Sg.	Pf.
In Kirchen gesammelt	4	—	—
Hierzu die früher eingegangenen	76	27	6
Im Ganzen	80	27	6

Wechsel-Course.

Elberfeld & Barmen *am 20. Januar.*

Thaler Preussisch Courant.

Elberfeld, Barmen g. f.	Br. kurz.	G. kurz.	2 M. Br.	2 M. G.
Amsterdam 250 fl.	140 4/10	140 3/10	—	139 4/10
Augsburg 150 fl. (20r)	—	102 3/10	—	101 8/10
Wien 150 fl. (20r)	—	104 4/10	—	103 8/10
Bremen 100 Rth. L'd.	111 4/10	111 3/10	110 7/10	110 5/10
Hamburg 300 Mark B. 3/M. G. 149	150 3/10	150 1/10	149 6/10	149 4/10
Leipzig 100 Rth.	—	—	—	99 3/10
Breslau 100 Rth.	—	—	—	99 3/10
London 1 Liv. St.	6.26	6.25 3/4	6.25	6.24 3/4
Antwerpen 300 Francs.	—	79 8/10	—	—
Brüssel 300 Francs.	—	79 8/10	—	—
Berlin 100 Rth.	100	99 8/10	—	99 3/10
Paris 300 Francs. 3/M. Br. 79 4/10. G. 79 1/4	80 1/10	80	79 6/10	79 5/10
Frankfurt 150 fl. 3/M. G. 84 7/10	85 6/10	85 3/10	85 1/10	85
Mailand 300 Lire A.	—	69 6/10	—	—

Course der Geldsorten.

Elberfeld *und* ***Barmen*** *am 20. Januar.*

	Rthlr	Sgr
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	17 1/2
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	19 1/2
Rand-Dukaten	3	5
Napoleonsd'or (Zwanzigfr.-St.)	5	12
Französische Kronenthaler	1	16 5/6
Brabanter Kronenthaler	1	16
" " halbe	—	22 1/2
" " viertel		11 1/12
Fünffrankenthaler	1	10

Hierzu das Literaturblatt Nr. 3.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.